

Prof. Dr. Sigrid Müller
(Universität Wien)



Auf die Frage „*Wie sind Sie dorthin gekommen, wo Sie jetzt beruflich stehen?*“ kann ich nur antworten: „indem ich einen Schritt nach dem anderen gemacht habe“. Mein beruflicher Weg war nicht von der Devise „Karriere machen“ geleitet. Professorin zu werden stand ursprünglich gar nicht auf dem Plan; in meiner Familie gab es außer einem Onkel, der Theologie studiert hatte, keine akademischen Vorbilder. Aber beide Elternteile hatten mir mitgegeben, welches Privileg es ist, lernen und studieren zu dürfen. Seit der Schulzeit war mein Berufsziel, Gymnasiallehrerin für Latein und Religion zu werden, und Italienisch nahm ich als drittes Fach hinzu, nachdem ich mich im Auswärtssemester in Rom für die Sprache begeistert hatte. Erst im Laufe des Studiums, vor allem durch die Mitarbeit in Forschungsprojekten des Lehrstuhls für Moraltheologie von Prof. Dr. Gerfried W. Hunold und in der Philosophie bei Prof. Dr. Georg Wieland, beide in Tübingen, lernte ich interdisziplinäres wissenschaftliches Arbeiten näher kennen. Als mich Prof. Hunold nach der Abschlussprüfung fragte, ob ich nicht promovieren wolle, entschied ich mich dafür. Dies war vielleicht meine erste Mentoring-Situation, für die ich sehr dankbar bin. Freilich gab ich das Ziel des Lehrerberufes noch nicht auf, sondern verschob es auf „nach der Doktorarbeit“. Dass es gut war, eine zweite Option zu ha-

ben, weil der akademische Weg unsicher war, wurde am Institut auch klar kommuniziert.

Da ich für die Doktorarbeit gerne mehr Zeit haben wollte, bewarb ich mich nach zwei Jahren Projektmitarbeit für ein Stipendium am St. John's College in Cambridge. Ich lernte eine neue akademische Welt kennen, konnte intensiv an der Doktorarbeit schreiben und wäre gerne geblieben, wenn sich die Möglichkeit ergeben hätte. Nach zwei Jahren kehrte ich nach Tübingen zurück, zunächst auf ein Promotionsstipendium, das ich dann zurückgab, um eine Koordinationsstelle an einem von Prof. Wieland geleiteten Graduiertenkolleg zu übernehmen. Durch die Anstellung glaubte ich, etwas für die Rentensicherung im Alter gewinnen zu können. Weit höher war der Gewinn freilich durch die intensive interdisziplinäre Arbeit und die Kontakte, die ich dabei knüpfen konnte. Doch war die Doktorarbeit noch nicht ganz abgeschlossen, als ich wieder ins Ausland ging, dieses Mal nach Spanien, um dort zu heiraten. Sieben Jahre lang hatten die internationalen Berufswege dazu geführt, dass mein Mann und ich in unterschiedlichen Ländern lebten, dies sollte nun ein Ende haben. Mit dieser persönlichen Entscheidung ging auch einher, dass die Doktorarbeiten von uns beiden zum Abschluss kamen.

Nach der Promotion stellte sich von neuem die Frage, ob ich nun doch in den Schuldienst gehen oder den akademischen Weg mit einer Habilitation weiterverfolgen sollte. Nun stellte sich aber diese Frage unter grundlegend veränderten Lebensumständen. Zum einen zog sich das Verfahren zur Anerkennung meiner Studienleistungen in Spanien hin. Im Hinblick auf eine wissenschaftliche Laufbahn musste ich feststellen, dass es im südspanischen Raum praktisch unmöglich war, als Frau und Laie an einer kirchlichen Fakultät eine feste Stelle zu erreichen: Es gab keine Finanzierung und es war auch undenkbar. Auch Alternativen hatte ich erwogen: Ich legte eine Prüfung zur Fremdenführerin der Provinz Sevilla ab und absolvierte ein Aufbaustudium zur Familienberaterin, das die Universität Salamanca vor Ort anbot. Beides machte mir große Freude, sowohl die Arbeit mit Menschen als auch die Vermittlung von Kultur, Geschichte und Alltagsleben für Reisende. Dieser Ausflug in die Praxis ließ mich aber auch spüren, dass ich das akademische Arbeiten vermisste. In dieser Zeit – mein erster Sohn war gerade geboren – entschieden wir uns auch aufgrund dieser Umstände für einen Umzug nach Wien, wo sich für meinen Mann eine berufliche Veränderung bot. Beinahe zeitgleich erhielt ich eine Einladung, an einem internationalen Forschungsprojekt mitzuarbeiten, bei dem ich thematisch den Grundstock für eine Habilitation legen könnte. Da

griff ich zu, und erst ab diesem Zeitpunkt rückte aus der Ferne, wo sie verschwommen gewartet hatte, die Perspektive des letzten Schrittes in der akademischen Laufbahn, eine Stelle als Professorin anzustreben, näher und gewann Konturen.

Das neue Forschungsprojekt war in den Niederlanden und später in Belgien angesiedelt und bot mir sehr gute Rahmenbedingungen: Ich hatte eine Zweidrittelstelle, konnte die Bibliotheksressourcen in Wien nutzen, und die Mitarbeiter der Forschergruppe trafen sich bei Workshops und internationalen Tagungen, wo wir über unsere neuen Ergebnisse berichteten. Diese Treffen waren immer im Ausland, so dass ich manchmal mit Babysitter reiste, manchmal die Kinder zu meinen Eltern nach Deutschland brachte – denn in der Zwischenzeit war der zweite Sohn in Wien geboren.

Im Nachhinein tut mir die Erinnerung weh, dass der ältere Sohn manchmal weinte, wenn ich ihn bei einer Babysitterin oder bei meinen Eltern ließ, um in die Bibliothek zu gehen oder zu verreisen. Ich weiß nicht, ob ich das heute wieder so machen würde. Aber später, als beide Söhne gemeinsam bis 14 Uhr bei der Tagesmutter und dann im Kindergarten betreut wurden, kann ich mich an solche Momente nicht mehr erinnern. Auch etwas mehr eigene Gelassenheit hätte ich mir im Nachhinein gewünscht, um die Spielplatzaufenthalte mit den Kindern einfach genießen zu können, anstatt auch dort daran zu denken, ob es nicht die Gelegenheit gäbe, den neuesten Artikel weiterzulesen, den ich in der Kinderwagentasche dabei hatte. Die Zeit mit den Kindern ist sehr kostbar, und es wäre gut, man könnte rechtzeitig lernen, wie man dem eigenen Forschungsinteresse und Leistungswillen angemessene Grenzen setzt.

Nach Abschluss dieser Forschungsarbeit konnte ich ein eigenes Drittmittelprojekt akquirieren, um die Habilitation fertigzustellen. Das Österreichische Bundesministerium für Bildung hatte gemeinsam mit dem Wissenschaftlichen Förderfonds FWF das Hertha-Firnberg-Programm zur Förderung von Frauen in der Forschung aufgelegt, für das ich mich beworben hatte. Hier wurde mir die Verbindung zu einem Frauennetzwerk nützlich, zu dem mich eine Kollegin eingeladen hatte, als ich frisch nach Wien gekommen war. Sie stellte die Verbindung zu Prof. Günter Virt her, der mich mit meinem Forschungsprojekt an der Wiener Fakultät beherbergte und dessen Nachfolge ausgeschrieben wurde, während ich an meinem Projekt arbeitete. Da die Habilitation so gut wie abgeschlossen war, bewarb ich mich auf diese Stelle.

In der Phase der Bewerbung nahm ich zum ersten Mal persönliche Unterstützung in Anspruch; Mentoring-Programme gab es damals noch

nicht, sie wurden erst später eingeführt. Beim Deutschen Hochschulverband konnte ich ein Seminar belegen, und über die Universität Wien, an der mein Projekt angesiedelt war, konnte ich für konkrete Fragen ein professionelles Coaching in Anspruch nehmen. In besonderer Weise ermutigten mich die Frauen am Institut und gaben mir Rückendeckung bei meiner Bewerbung. Das Unglaubliche geschah, meine erste Bewerbung war erfolgreich. Für unsere Familie war meine Berufung an die Universität Wien eine wunderbare Fügung. Der anspruchsvolle und mit vielen Auslandsreisen verbundene Beruf meines Mannes und das Familienleben hätten sich mit meiner Tätigkeit als Professorin nicht verbinden lassen, wenn wir an verschiedenen Orten hätten arbeiten müssen.

Kurz danach wurde ich aber deutlich an meine Grenzen erinnert. Es stellte sich heraus, dass ich mein Lehramtsstudium noch zum Diplomstudium aufstocken musste, um die kirchliche Lehrerlaubnis erhalten zu können. Die Prüfungen verliefen neben der Erarbeitung meiner ersten Vorlesung, zusätzlich zu den Forschungstätigkeiten und zur Beschäftigung mit den Kindern, und hinzu kamen noch die Vorbereitungen auf den Habilitationsvortrag, der noch ausstand. Das alles war dann doch zu viel. Der Schlafmangel hatte sich angestaut und beim Habilitationskolloquium war ich einem physischen Kollaps nahe. Doch die positive Entwicklung der nachfolgenden Monate und Jahre hat mich diesen Tiefpunkt fast völlig vergessen lassen; er kommt mir nur in Erinnerung, wenn ich Menschen begegne, die gerade ähnliche Grenzsituationen erfahren.

Kinder, Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen mag besser gelingen, wenn eine klare Aufgabenteilung zwischen den Partnern herrscht. Wenn beide Partner in gleichermaßen anspruchsvollen Berufswegen eingebunden sind, geht das nach meiner Erfahrung nur grenzwertig, d. h. immer mit Abstrichen. In den ersten Jahren als Professorin habe ich sicher die meisten Abstriche bei meinen persönlichen Hobbies gemacht, die ich völlig aus den Augen verloren habe. Sehr viele Abstriche haben wir auch in unserer Beziehung als Partner gemacht, was natürlich ein Fehler ist. Auch die Kinder drohten immer wieder zu kurz zu kommen. Einfach ein freies Wochenende mit der Familie zu haben, war und ist außerhalb des Urlaubs und der Feiertage auch heute noch selten möglich. Immer aufmerksam bleiben und möglichst schnell gegensteuern, wenn eine Komponente in eine Problemlage zu geraten droht, war meine Devise. Aber mir ist bewusst, dass das Gefüge leicht hätte aus dem Gleichgewicht geraten können. Gott sei Dank waren immer wieder Schutzengel und hilfreiche Freunde da,

und immer wieder sprang die Familie trotz der 600 km Entfernung ein.

Mittlerweile sind die Kinder selbständiger, eigene und gemeinsame Hobbies finden zunehmend ihren verdienten Platz in unserem Leben, das Alter (50+) erlaubt kein nächtelanges Arbeiten mehr und die Lebensphase verlangt auch spirituell eine Neuausrichtung.

Im Rückblick frage ich mich, wie diese ständige Rundumbeanspruchung auf dem „Karriereweg“ über viele Jahre hinweg überhaupt möglich war – doch das fragen sich sicher alle Familien, die doppelte Berufstätigkeiten mit Kindern vereinbaren. Dennoch glaube ich, dass es eine Hilfe für mich war, dass sich dieser Weg erst im Nachhinein, nicht aber unterwegs als Karriereweg gezeigt hat. Er setzte sich aus vielen Schichten und Ereignissen zusammen, durch die sich die Perspektiven erst Schritt für Schritt verändert und auf das jetzt erreichte Ziel ausgerichtet haben. Der akademische Pfad war eingebettet in ein abwechslungsreiches Leben mit vielen Eindrücken, die auch unabhängig vom Berufsziel ihre Bedeutung haben. Zahlreiche wichtige Entscheidungen habe ich nicht aufgrund der akademischen Laufbahn gefällt, doch jeder scheinbare Umweg, den ich dabei gemacht habe, bedeutet heute für mich eine Bereicherung. Wäre die Professur von Anfang an mein Ziel gewesen, dann hätte der Beruf vielleicht noch stärker das Leben dominiert und auch eingeengt. Diesen Stress beobachte ich bei manchen jungen WissenschaftlerInnen, die schon während der Doktorarbeit auf Publikationen, Lehre und Karriere getrimmt werden. In kaum einem Beruf ist aber die Freude an der Arbeit so wichtig wie in der Forschung; doch Freude braucht Zeit und Raum, Inspiration durch das Leben und seine Verarbeitung im Glauben, bedarf gelebter Beziehungen und des Kontrastes wie des Verweilens in der Natur. Darum kann aus meiner Erfahrung Karriere nie ein oberstes Ziel sein: Karriere als beruflicher Erfolg kann nur dann zufrieden machen, wenn sie gleichsam als Nebenprodukt einer an sich sinnstiftenden Tätigkeit entsteht. Aber das sagt sich natürlich leicht, wenn man einmal in einer gesicherten Position gelandet ist.

Aus meinem akademischen Werdegang lassen sich keine Rezepte ableiten, weil die Lebenswege so vielfältig und persönlich sind. Dennoch möchte ich versuchen zu formulieren, was mich meine Erfahrung gelehrt hat: Es ist gut, für den beruflichen Weg zu tun, was in den eigenen Kräften steht, und zugleich offen zu bleiben für das, was das Leben bringt, unter Umständen auch für neue Wendungen, die man so nicht geplant hat. Es ist sehr hilfreich, dabei eine Liebe zum Leben zu entwickeln, das Höhen und Tiefen enthält; auch ein Stück Glaube gehört

dazu, dass Durststrecken nicht das Letzte sind, sondern nach ihrer Überwindung in ungeahnte Weiten führen können; und schließlich ist ein Stück Hoffnung vonnöten, dass alles, wie es kommt, in größeren Händen geborgen ist.